

Zusammenhalt in Corona-Zeiten

Neue Lebensphase? Studenten müssen länger warten

Studium und Lehre sind mehr als die Vermittlung von Wissen und Fertigkeiten. Doch wie können die Ablösung von Zuhause und Wissenschaft unter Corona-Bedingungen noch funktionieren? Ein Gastbeitrag.

Von MIRIAM BEBLO UND EVELYN KORN



© Karsten Thielker

Was tun nach dem Abitur? Klausur unter Corona-Bedingungen an der Fichtenberg-Oberschule in Berlin-Steglitz im Frühjahr 2020

Welche Konsequenzen hat die Corona-Pandemie für junge Erwachsene, die sich gerade vom elterlichen Haushalt lösen oder eine eigene Familie gründen wollen? Vor allem zwei Gruppen junger Menschen sind es, die diese Frage umtreibt: Da sind zum einen diejenigen, die nach dem Abschluss der Schule oder eines Studiums eine Ausbildung oder Berufstätigkeit aufnehmen wollen und durch ein verringertes Stellenangebot daran gehindert werden, diesen nächsten Lebensschritt zu gehen. Und dann sind da diejenigen, die sich gerade im Studium oder in der Promotion befinden und erheblich veränderte Lebens- und Studienbedingungen vorfinden als noch vor einem Jahr.

Für die Rolle von Familie in der Gesellschaft sind die Bedingungen für den Übergang von der Ursprungsfamilie in eine neue Lebensphase wichtig – deshalb hat der Wissenschaftliche Beirat für Familienfragen sich regelmäßig auch mit den Bedürfnissen von Familien mit älteren Kindern und Jugendlichen sowie mit denen junger Erwachsener im Familienkontext befasst. Die durch Covid-19 veränderten Lebensumstände für diese im Übergang befindliche Gruppe wollen wir hier beleuchten.

Etwa 55 bis 60 Prozent der Geburtsjahrgänge 1995 bis 2001, also der studierfähigen Millennials, haben nach dem Abitur oder bald darauf ein Studium aufgenommen. Die meisten von ihnen befinden sich noch in der Hochschulausbildung. Der Anteil derer, die nach dem Masterabschluss noch eine Doktorarbeit schreiben, ist zwar deutlich geringer, aber dennoch erheblich: Laut der ersten Promovierendenstatistik des Statistischen Bundesamtes gab es in Deutschland im Jahr 2017 mehr als 150.000 Promovierende.

Familien stehen unter Corona-Stress. Seit Beginn der Pandemie analysieren die Mitglieder des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen die Folgen. In diesen Wochen vermessen sie bei FAZ.NET die Dimensionen der Krise. Bisher sind erschienen: „Familie ist mehr!“ und „Trautes Heim – Arbeit allein?“

Es ist den deutschen Hochschulen im Sommersemester 2020 und im laufenden Wintersemester gelungen, ihren grundgesetzlichen Bildungsauftrag insofern zu erfüllen, als

sie – entgegen mancher Erwartung im Frühjahr – einen wahren Digitalisierungsschub erfahren haben und flächendeckend Lehrangebote für alle Studierenden unterbreiten konnten. Dieser Innovationsschub, der durch die Länder unterstützt wurde, war ohne Zweifel hilfreich, um Studierende und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auf das multidisziplinäre, ortsverteilte Arbeiten des 21. Jahrhunderts vorzubereiten.



© HRA/Sommer

Miriam Beblo ist Professorin für Volkswirtschaftslehre an der Universität Hamburg, stellvertretende wissenschaftliche Direktorin der Hamburg Research Academy und Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Aber: Studium ist mehr als die Vermittlung von Wissen und Fertigkeiten. Alle Landeshochschulgesetze geben in jeweils leicht unterschiedlichen Worten ihren Hochschulen als zusätzliche Aufgabe auf, die Absolventinnen und Absolventen zur Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung zu befähigen. Diese Befähigung fußt nicht zuletzt auf der Voraussetzung, die Zeit des Studiums und der Promotion als eine wichtige Übergangsphase in ein selbstbestimmtes, von den Eltern unabhängiges (Erwachsenen-)Leben gestalten zu können. Dieser Entwicklungsschritt ist durch die Corona-Pandemie gefährdet: Ein relevanter Teil der Studierenden konnte und kann das Studium trotz der intensiven und überwiegend erfolgreichen gemeinsamen Bemühungen auf allen Seiten nur mit erheblichen Einschränkungen und Verzögerungen fortsetzen.



© Rolf K. Wengst

Evelyn Korn ist Professorin für Volkswirtschaftslehre und Vizepräsidentin für Studium und Lehre an der Philipps Universität Marburg und Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Viele Studierende haben ihre Jobs verloren. Diese stellen neben der Unterstützung durch die Eltern ihre zweitwichtigste Einnahmequelle dar. Im Durchschnitt tragen sie zu einem guten Viertel zum Einkommen bei. Nach Analysen des DIW betrifft der Wegfall der Studierendenjobs überproportional Studierende mit niedriger Bildungsherkunft. Diese sind nicht nur häufiger auf einen eigenen Verdienst angewiesen, sondern beziehen diesen auch häufiger aus einer fachfremden Tätigkeit, etwa in der Corona-abhängigen Gastronomie oder im Einzelhandel. Diejenigen Studierenden dagegen, die in fachnäheren Tätigkeiten als Hilfskräfte an den Universitäten beschäftigt sind, haben häufiger einen akademischen Familienhintergrund und ihre Jobs in aller Regel behalten. Die Studienfinanzierung wird somit noch stärker von der sozialen Herkunft abhängig.

Daheim und unterwegs: Einschränkungen allerorten

Der Verlust des Einkommens hat viele Studierende dazu gezwungen, in die elterliche Wohnung zurückzukehren. Weil diese typischerweise an einem anderen als dem Studienort liegt, ist ein Studium nur noch auf Distanz möglich. Der Austausch mit anderen Studierenden, die Teilnahme an studentischen Aktivitäten vor Ort oder auch nur das informelle Treffen in Mensa oder Bibliothek – Institutionen, die vielerorts zumindest in beschränktem Umfang schnell wieder zur Verfügung standen – sind nahezu ausgeschlossen.

Auch diejenigen, die am Studienstandort bleiben konnten, haben mit erheblichen Einschränkungen zu kämpfen. Neben dem Einkommensverlust und den damit verbundenen Einschränkungen für den Alltag sowie der Sorge, wie das Studium überhaupt weitergehen kann, gehören dazu Restriktionen, die eng mit studentischen Lebensformen verbunden sind: Große Wohngemeinschaften und auch viele Wohnheime sind an die Kapazitätsgrenzen ihres Internetzugangs gestoßen. Die Teilnahme an Distanzformaten ist daher nur schwer verlässlich organisierbar. Diejenigen, die alleine wohnen oder möglicherweise frisch in eine Lebensgemeinschaft mit einem neuen Partner / einer neuen Partnerin gestartet sind, waren durch die Beschränkungen des Bewegungsspielraums von sozialen Kontakten abgeschnitten. Zum Teil litt auch der Kontakt mit der eigenen Familie, weil etwa Reisebeschränkungen galten oder ältere Angehörige nicht gefährdet werden sollten.

All diese Einschränkungen haben sich mit einer gewissen Verzögerung in einer vermehrten Nachfrage bei den Beratungsstellen der Hochschulen niedergeschlagen. Ferner sind sie Ursache für einen Trend, der an vielen Hochschulen zu beobachten ist, dass nämlich die Anzahl der im Sommer absolvierten Prüfungen unter dem Schnitt der Vorjahre liegt.

Neben der Frage, wie diese negativen Begleiterscheinungen baldmöglichst kompensiert werden können, stellt sich auch die Frage nach den Folgen für Studium und Lehre in „Nach-Corona“-Zeiten. Sollten alle Studierenden ihr Studium wieder regulär aufnehmen, müsste die daraus folgende Mehrbelastung durch Unterstützung der Lehrenden und Prüfenden abgedeckt werden – insbesondere müssen die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Qualifikationsphasen unterstützt werden, die einen guten Teil der Prüfungslast tragen.



© dpa

Eingeschränkt, aber nicht vollkommen entfallen: Für die verbleibenden Studenten ist die Mensa noch immer Ort informeller Kontakte.

Freilich ist unklar, ob alle Studierenden wieder an die Hochschulen zurückkehren werden. Die erschwerte Studienfinanzierung könnte zu mehr Studienabbrüchen von Studierenden aus nicht-akademischen Elternhäusern führen. Damit verschärfte sich nicht nur der Fachkräftemangel auf dem Arbeitsmarkt, sondern auch die Bildungsungleichheit. Darüber hinaus zeigt sich eine große Zahl von Studierenden mit der aktuell notwendigen Selbstorganisation und -motivation sowie mit der Bewältigung der neuen sozialen Situation überfordert – sei es wegen der unfreiwilligen Rückkehr in die Kindsituation in der Ursprungsfamilie oder wegen der Isolation. Das könnte die Entscheidung befördern, das bisher gewählte Studium aufzugeben.

Studierende beim Erwachsenwerden begleiten

Diejenigen, welche die Studierenden beim Erwachsenwerden begleiten, sind zumeist Mitarbeitende an den Professuren oder in der Studienberatung – viele von ihnen haben

befristete Beschäftigungsverhältnissen und sind selbst noch in der Qualifikationsphase. Etwa 25 Prozent der männlichen Promovierenden und 30 Prozent der weiblichen empfanden ihre finanzielle Situation laut der hochschulübergreifenden Promovierendenbefragung NACAPS schon vor Corona als nicht ausreichend beziehungsweise nicht stabil und damit nicht planungssicher.

Die finanzielle Unsicherheit bringt vor allem diejenigen mit Familienverantwortung – ein gutes Sechstel der Promovierenden haben gemäß NACAPS schon mindestens ein Kind – in eine schwierige Lage. Nicht nur an unseren Hochschulen gibt es schon erste Anzeichen dafür, dass die Zahl derer steigt, die ein Promotionsvorhaben aufgeben könnten. Zudem steigen der Bedarf an Beratung für außerakademische Karrierewege sowie die Nachfrage nach Bewerbungstrainings. Insbesondere Promovendinnen scheinen sich mit Überlegungen dieser Art zu tragen.



© Lando Hass

Erfahrungen aus dem Sommer auswerten: Präsenzlehre Anfang November an der Goethe-Universität in Frankfurt

Nun wird aller Vermutung nach nicht mit jedem dieser Schritte ein einzigartiges wissenschaftliches Talent verschleudert. So manche Entscheidung, ein Promotionsvorhaben aufzugeben, mag schon länger gereift sein und wurde durch die abrupte Änderung der Studienbedingungen nur noch beschleunigt. Dennoch ist auch hier – genauso wie bei den Studierenden – ein sozialer Gradient zu vermuten: Denn der Anteil der Promovierenden aus nicht-akademischem Elternhaus ist noch stärker unterproportional als bei den Studierenden in Bachelor- oder Masterprogrammen, und es ist zu vermuten, dass er sich durch die nun engeren finanziellen und zeitlichen Bedingungen noch weiter verringert.

Soziale und geschlechtsspezifische Ungleichheiten im Blick behalten

Neben den sozialen sind auch die geschlechtsspezifischen Ungleichheiten im Blick zu behalten. Schon kurz nach den ersten pandemiebedingten Einschränkungen und der damit verbundenen Schließung von Schulen und Kitas im Frühjahr 2020 meldeten einige internationale Wissenschaftsverlage, dass die Zahl der Manuskripte von Wissenschaftlern steige. Wissenschaftlerinnen kamen augenscheinlich seltener dazu, Forschungspapiere zu verfassen. Während sich die anfängliche Befürchtung einer Retraditionalisierung der familialen Arbeitsteilung im nichtwissenschaftlichen Bereich zwar so nicht bestätigt hat, weil sowohl Frauen wie Männer die zusätzlich anfallende Sorgearbeit gemeistert haben (wenngleich sie im Zweifelsfall auf tradierte Muster zurückgegriffen haben), liegen für die in der Wissenschaft Beschäftigten noch keine verlässlichen Daten vor. Hier könnten die durch das Corona-Jahr verzögerten Karriereperspektiven nicht nur die soziale, sondern auch die Geschlechtergerechtigkeit auf längere Zeit negativ beeinflussen.



© Gregor Schuster

Studienanfänger anders begrüßen: Studenten an der Hochschule Darmstadt produzieren eine TV Live-Sendung.

Es ist also höchste Zeit, sich mit der Frage zu befassen, wie die Hochschulen als System die veränderte Welt „nach Corona“ gestalten wollen. Schon jetzt ist klar, dass die Wissenschaftslandschaft nicht mehr die Gleiche sein wird. Die Frage, wie Lehre und Forschung sich durch den Digitalisierungsschub verändern, stellt sich bereits heute. So gibt es im Moment einige Veranstaltungen, die die Erkenntnisse des digitalen Sommersemesters aufgreifen. Auch haben zahlreiche Hochschulen bereits parallel zu der Umgestaltung des Sommersemesters damit begonnen, die Veränderungen der Lehr-Lern-Situation auszuwerten und die Situation der jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in den Blick zu nehmen. Wie sich das Lebens- und Studierverhalten der jetzigen Studierenden verändert, wird bisher noch kaum untersucht.

„Normaler“ Semesterbetrieb erst wieder im Winter 2021/22

Wenn wir uns die Prognose zu eigen machen, dass es einen „normalen“ Semesterbetrieb erst wieder zum Wintersemester 2021/22 wird geben können, werden dann drei Semester im gegenwärtigen Ausnahmezustand hinter uns liegen. Für die Bachelor-Studierenden, die im Sommer 2020 eingeschrieben waren, bedeutet dies, dass die Hälfte ihres Studiums mit eingeschränkter Präsenz stattgefunden haben wird. Für die Master-Studierenden ist der Anteil wegen der kürzeren Studienprogramme noch größer. Deren Übergang in eine neue Lebensphase wird um mehr als ein Lebensjahr verschoben oder zumindest massiv gestört worden sein. Für eine ganze Generation von Doktorandinnen und Doktoranden wird der bisher gewohnte, unmittelbare wissenschaftliche Austausch nicht die Regel gewesen sein, für junge Eltern der Start in die akademische Karriere besonders herausfordernd. Die informellen Kommunikationswege, mit denen die Konventionen studentischen Verhaltens und das „Wie Promovieren?“ weitergegeben werden, sind mit den Beschränkungen der vergangenen Monate unterbrochen.

Wir haben aber die Chance, die drei Corona-Semester nicht als verlorene Zeit abschreiben zu müssen, sondern können versuchen, die positiven Seiten zu erhalten und die Folgen der negativen möglichst klein zu halten. Was ist dafür nötig? Zunächst brauchen wir weitere Auswertungen jener Corona-bedingten Veränderungen, die über die reine Lehrsituation hinausgehen: Wie hat sich das Studieren insgesamt verändert, wenn nun neue Technologien und damit verbunden neue Arbeitsorganisationen und neue Fragestellungen sowohl in den (virtuellen) Seminarräumen der Buchwissenschaften als auch den (zum Teil ebenfalls digital gestalteten) Laboren der Natur- und Lebenswissenschaften Einzug gehalten haben? Welche Konsequenzen haben diese Veränderungen für die Lebensverhältnisse des akademischen Nachwuchses?



© dpa

BAföG-Zahlungen sollen von allen Studenten in akuter finanzieller Not beantragt werden können: Demonstration Ende August in Hannover

Ganz akut braucht es noch mehr Unterstützung für diejenigen, die gefährdet sind, ihr Studium abzubrechen, weil sie die kurzfristigen Härten nicht überwinden können. Eine große Hilfe für die Studierenden war schon, dass das BMBF und zahlreiche Förderwerke das Sommersemester 2020 als Nullsemester gewertet und so die Stipendienförderung verlängert haben. Diese Regelung sollte auch im Wintersemester weiter gelten, welches mit den neuerlichen Einschränkungen auf dem Arbeitsmarkt eher noch härter für die Studierenden ausfallen wird als der Sommer. Ebenso wichtig wäre die Ausweitung des BAföGs, wie bereits von anderen Seiten gefordert; idealerweise sollte es allen Studierenden bedingungslos zur Verfügung stehen.

Eigenständigkeit und Freiräume sind unabdingbar

Für die Zeit ab dem Wintersemester 2021/22 wäre zu klären, welche Instrumente helfen könnten, den Studierenden und den jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowohl in ihrer Studien- und Karriere- als auch ihrer Lebensplanung wieder die erstrebte Eigenständigkeit mit den dafür nötigen Freiräumen zu ermöglichen. Eine begleitende Evaluation dieser Instrumente aus Mitteln des BMBF und anderer Förderinstitutionen wäre hilfreich – gekoppelt mit der Aussicht für die Hochschulen, die neuen Erkenntnisse später anwenden und umsetzen zu können.

Die Gelegenheiten zum persönlichen Austausch und zur Vernetzung, die nun weggefallen sind, können und sollten mit der Schaffung virtueller und später physischer Vernetzungsräume zumindest teilweise wieder aufgefangen werden. Hochschulen experimentieren hierfür schon mit vielen digitalen Formaten, von internationalen Großkonferenzen (auf denen die Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler nun auch die Gelegenheit haben, die Koryphäen des Faches zu treffen, die zu einer analogen Konferenz nicht extra angereist wären), über Workshops mit digitaler Gruppenarbeit bis hin zu bewusst weniger strukturierten Kaffeepausen im Netz.

Um die Vorteile beider Vernetzungsarten, der physischen wie digitalen, für die Zukunft der Wissenschaft nutzbar zu machen, braucht es bald neue Konzepte, wie den jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Begegnung von Angesicht zu Angesicht als zentrale Form wissenschaftlichen Austauschs wieder präsent gemacht und deren Umsetzung erleichtert werden kann. Um es angelehnt an Werner Heisenberg zu formulieren: Wissenschaft entsteht im Gespräch, und das ist mehr als ein rein digitaler Austausch.

Quelle: FAZ.NET